

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 49.

Vierter Jahrgang.

7. Dezember 1860.

### Frischauf.

Greife wacker nur ins Leben,  
Denn der Augenblick ist Dein!  
Für die Stunden, die entschweben,  
Sehst Erinnerung bei Dir ein.

Wolltest Du Dich ewig haben  
An der Freude süßem Ruch,  
Würdest wenig Freude haben —  
Ohn' Erringen kein Genuß!

Auch die Zukunft birgt noch Stunden,  
Sahst Dir nie der Hoffnung Licht?  
Ist ein Frühling auch geschwunden,  
Schwindet doch der Frühling nicht!

Julius Kessler.

### Im Moore.

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Schluß.)

Der Wirth am Wege hatte die Bewerbung des Torfbauer Klaasen mit Freuden aufgenommen. „Ich habe Eurem Bruder,“ hatte er gesprochen, „mein Kind verweigert, weil ich wußte, daß das Weib eines Wirthes ein saures und ruheloses Leben hat; aber Euch gebe ich das Mädchel mit Freuden. Ihr seid fleißig und unverdrossen in der Arbeit und in dem Moore liegt Gold vergraben. — Es ist zwar das Glück nicht einem Jeden so günstig, wie mir,“ hatte er lächelnd und mit arglosem Blicke hinzugefügt, „es findet nicht ein Jeder dieses Gold sogleich in klingender Münze, aber der Torf ist auch Gold und er liegt im Moore in unerschöpflicher Menge. Ihr seid der Mann dazu, dieß Gold zu gewinnen, und ohne Sorgen vertraue ich Euch mein Kind an.“

Selbst gegen die Bitte des Torfbauers, daß die Hochzeit noch vor Beginn des Winters stattfinden möge, hatte der Wirth nichts einzuwenden gehabt.

„Ich habe ja selbst im Moore gelebt,“ hatte er erwidert, „und weiß, daß ein alleinstehender Mann wie Ihr, im Winter ein Weib am nöthigsten hat, um die einsamen Tage und langen Abende mit ihm zu verplaudern. Ich kann das Mädchel schon eher entbehren, denn in einem Wirths-

hause gibt es immer Menschen, mit denen man plaudern kann, da hilft sich ein alleinstehender Mann schon eher durch.“

Der Torfbauer war mit freudigem Herzen heimgeehrt, denn er hatte nicht geglaubt, daß ihm seine liebsten Wünsche so schnell und willig erfüllt werden würden. — Der Wirth hatte sogleich die nöthigen Vorkehrungen zur Aussteuer und baldigen Hochzeit seines Kindes in Angriff genommen. Es sollte eine große Hochzeit werden, so sehr auch Gretche dagegen sprach, die am liebsten in aller Stille getraut und fortgezogen wäre. Es herrschte deshalb ein reges, thätiges Leben in dem sonst ziemlich stillen Wirthshause am Wege.

„Es ist ein schöner Tag, wie wir nicht viele mehr in diesem Jahre zu erwarten haben,“ sprach der Wirth eines Tages; indem er zu der Gretche in das Zimmer trat. „Ich habe Klaasen schon längst versprochen, ihn mit Dir zu besuchen, damit Du sein neues Haus in Augenschein nimmst, ehe Du für immer darin einziehst. Stell deshalb Deine Arbeit ein und seth' Dich in Bereitschaft, denn heute wollen wir uns auf den Weg zum Torfbauer machen. Ich habe es ihm bereits durch den Knecht, den ich in die Stadt geschickt habe, sagen lassen.“

Es war ein sonniger, heiterer Nachmittag. Die Sonne schien mit aller Milde und Wärme, gleichsam um die armen Erdenbewohner noch ein Mal des Sommers Herrlichkeit empfinden zu lassen, ehe der kalte Winter einkehrte und Alles mit seinem weißen Mantel bedeckte. Schweigend schritt Gretche an ihres Vaters Seite über die Heide dahin dem Moore zu. Ihre Seele war von traurigen Gedanken erfüllt, denn sie gedachte ihres einstigen Geliebten und des Glückes, das sie an seiner Seite gefunden haben würde; sie gedachte seines traurigen Endes, und die Erinnerung an jenen unheilvollen Abend trat in aller Lebendigkeit vor ihren Geist. Und Der, der neben ihr schritt — ihr Vater, hatte ihn gemordet — oder wenn er unschuldig wäre, wenn sie ihn mit Unrecht in ihrem Herzen angeklagt hätte! — Solche trübe Gedanken zogen in ihrer Seele vorüber.

Dem Wirthe fiel das Schweigen seines Kindes nicht auf, er war längst daran gewöhnt. Scheinbar sehr vergnügt schritt er pfeisend weiter. Als sie an einem Wirthshause vorüberkamen, begehrte er einzukehren und sich durch einen Trunk, zu erfrischen. „Ich bin das ganze Jahr hindurch Wirth,“ sprach er, „heute will ich einmal Gast sein; zu-

dem bin ich es dem Wirth schuldig, daß ich bei ihm vorsehe.“

In dem Wirthshause traf er mehrere Bekannte. Er erzählte ihnen, daß sein Kind den jungen und reichen Torfbauer heirate, daß er ihn besuchen wolle, um sein neugebautes Haus zu besuchen, und die Freunde stießen mit ihm auf das Glück seiner Tochter und deren baldige Hochzeit an. Er war ausgelassen heiter und trank ein Glas nach dem andern. Vergebens drängte Grethe zum Ausbruch und machte ihn darauf aufmerksam, daß der Abend sie überraschte, ehe sie das Haus des Torfbauers erreichen würden.

„Und wenn es Nacht wird, so dunkel, daß man den Himmel nicht sehen kann,“ rief der Wirth durch den Branntwein aufgeregter und halb berauscht, „ich kenne den Weg durch den Moor so gut, daß ich ihn mit verbundenen Augen finden will. Ich habe im Moore gelebt und Klausen hat obenein den Dammweg erhöhen und breiter machen lassen. Sei ohne Sorge, Kind, ich kenne den Weg so gut wie meine eigene Stube.“

Als sie endlich das Wirthshaus verließen, war die Abenddämmerung bereits hereingebrochen und ein dichter Herbstnebel hatte sich auf die Erde gelagert. Nicht ohne Angst dachte Grethe an den gefährlichen Weg durch den Moor, aber ihr Vater sprach ihr Muth ein und schritt halbtrunken schnell und entschlossen voran.

Mehr und mehr brach der Abend herein und der Nebel ward so dicht, daß sie kaum fünf Schritte weit zu sehen vermochten. Dem Wirth gebrach es nicht an Muth, aber bald hatten sie den Weg in der Heide verloren, und als Grethe ihn darauf aufmerksam machte und er es selbst einsah, fluchte er über den Nebel, der so dicht sei, daß man nicht einmal seine eigenen Füße zu sehen vermöge.

Sie fanden den rechten Weg indeß bald wieder und als sie endlich den Dammweg, der durch den Moor führte, erreicht hatten, rief der Wirth: „Nun sind wir auf einem Wege, den ich genau kenne, den ich manchmal in noch finsterner Nacht gegangen bin. Nun sind wir geborgen,“ und als Führer ging er voran, während Grethe dicht hinter ihm folgte. Er lobte den Weg, welchen der Torfbauer verbessert hatte und bedauerte, daß es nicht Tag sei, damit er alle die neuen Anlagen in Augenschein nehmen könne.

Während er in seinem halbtrunkenen Zustande mit lauter Stimme sprach und erzählte, hatten sie den größten Theil des Moorweges glücklich zurückgelegt und mußten das Haus des Torfbauers bald erreicht haben, als plötzlich der Ruf zu ihnen drang: „Stephan, seid Ihr es?“

Erschrocken blieb der Wirth stehen und blickte mit starrem Auge in den Nebel hinein. Seine Kniee erzitterten heftig und kaum vermochte er sich aufrecht zu erhalten.

„War das nicht des Heinrichs Stimme?“ fragte er erschrocken.

„Wie sollte Heinrich hieher kommen?“ entgegnete Grethe, die ihres Vaters Schrecken nicht bemerkt hatte. „Es wird Klausen sein, der uns entgegen gegangen ist.“

„Du hast Recht, Kind, Du hast Recht, es ist Klausen, aber seine Stimme hat Ähnlichkeit mit der seines Bruders. Ja, jetzt höre ich es genau,“ fügte er hinzu, als derselbe Ruf wiederholt wurde. „Es ist Klausen, er hat eine Laterne, sieh' dort das Licht durch den Nebel.“

„Das Licht ist seitwärts vom Damm,“ erwiderte Grethe, „das kann nicht von Klausen kommen, es wird ein Sumpflicht sein.“

„Nein, nein,“ rief der Wirth, indem er rasch vorwärts schritt. „Ich sehe es genau, es ist Klausen mit einer Laterne, ich erkenne schon die Gestalt, komm Grethe.“

„Vater, Vater,“ schrie das Mädchen laut, „es ist ein Irrlicht, Du gehst ja seitwärts dem Moore zu!“

Aber ehe sie noch hinzu springen konnte, war die Gestalt ihres Vaters schon verschwunden, versunken in dem Moore, den er, durch das Irrlicht verleitet, betreten hatte. Sie stieß einen lauten Schrei aus und wollte ihrem Vater nachstürzen, als ein starker Arm sie plötzlich umfaßte und zurückhielt, es war der Arm Klausens.

„Um Gottes Willen, Grethe,“ sprach er erschrocken, „wohin willst Du?“

Das Mädchen streckte die Hand aus. „Dort — dort — mein Vater — versunken im Moore,“ rief sie und sank bewusstlos in die Arme ihres Verlobten.

Die Sonne hatte am folgenden Morgen den Herbstnebel noch nicht zerstreut, als der junge Torfbauer mit trauriger, niedergeschlagener Miene aus dem Moore zu seinem Hause zurückkehrte, wo ihn Grethe, die Augen schweigend und fragend auf ihn gerichtet, empfing.

„Wir haben fast die ganze Nacht gearbeitet und gesucht, haben aber bis jetzt den Leichnam Deines Vaters noch nicht auffinden können,“ sprach er. „Wir müssen die rechte Stelle, an welcher er eingesunken ist, verfehlt haben. Meine Arbeiter sind indeß noch beschäftigt, ihn aufzusuchen.“

Schweigend hatte das Mädchen ihn angehört. Ihre Wangen waren bleich, ihre Augen geröthet; aber nicht von Thränen, denn sie hatte nicht zu weinen vermocht, sondern von der schlaflos durchwachten Nacht.

„Ich will mit Dir gehen,“ entgegnete sie endlich, „ich kenne die Stelle. Komm, Klausen, ich will Dir den Ort zeigen, denn ich sehe ihn im Geiste vor meinen Augen,“ und hastig zog sie den jungen Mann mit sich aus dem Hause den Damm entlang.

„Hier,“ sprach sie, indem sie mit der Hand auf eine kaum zwei Schritte weit von den Arbeitern, welche fortwährend mit langen Stangen im Moore nach dem Leichnam des Vaters suchten, entfernte Stelle zeigte, „hier ist es, hier ist er versunken.“

Klausen selbst nahm eine Stange zur Hand und untersuchte den Moor, nachdem der Nasen über ihm entfernt war.

„Hier ist er,“ rief er plötzlich, indem er, von einigen Arbeitern unterstützt, mit großer Anstrengung einen Leichnam aus dem Moore hervorzog. Aber Schrecken ergriff Alle,

denn es war nicht der Leichnam des Wirthes, sondern der bereits halbverweste Körper eines Mannes.

Sie zogen ihn auf den Damm und auch Gretze trat zu ihm heran. Als sie aber den von schwarzem Moorschlamm bedeckten Leichnam erblickte, fuhr sie erschrocken zurück, ihre Augen traten starr hervor, ihre Gestalt schwankte, sie rang vergebens nach Worten, stieß endlich mit lautem Schrei die Worte hervor: „Heinrich, Heinrich!“ und sank ohnmächtig neben dem schlammbedeckten Leichnam nieder.

Er war es. Das Auge der Liebe hatte selbst den Todten und Halbverwesten wieder erkannt. Noch war sein Haar und seine Kleidung deutlich zu erkennen; in der rechten Hand hielt er einen Stock fest umklammert und die linke hielt die graue Mütze des Wirthes umfaßt. In seiner Tasche steckte noch seine Uhr und an seinem fleischlosen Finger glänzte noch der Ring, den ihm seine Geliebte vor Jahren heimlich geschenkt hatte. — Der Moor war stumm gewesen, aber treu hatte er jedes Andenken bewahrt! —

Nach Jahren! —

Vor dem schönen neuen Hause, inmitten des Moores, spielten zwei kleine Knaben und mit glücklichem Gesichte schaute ihnen ein junges, schönes Weib zu. Ihre Gestalt war schlank und voll, ihre Wangen waren von einem frischen Roth überhaucht und das große, dunkle Auge blickte mit mildem Glanze. Ein stattlicher, kräftiger Mann, der reiche Torfbauer, trat aus dem Hause und ging lächelnd zu der friedlichen Gruppe.

„Sieh, Klausen,“ sprach die Frau, indem sie ihm die Hand darreichte, „sieh, wie unsere Jungen schon Törse machen.“

Der Mann lächelte. „Es ist Dir doch recht, Gretze,“ fragte er, indem er das Weib mit dem Arme zärtlich umfaßte, „wenn die Jungen Torfbauern werden, wie ihr Vater? Der Moor ist groß und reich genug, sie beide zu ernähren.“

„Mögen sie werden, was sie wollen,“ erwiderte das Weib, „wenn sie nur so lieb und gut werden, wie ihr Vater, dann kommen sie beide glücklich durch das Leben und Gott möge es so fügen.“ —

Auf dem Friedhofe des nächsten Kirchdorfes erhob sich ein Grabhügel mit einem herrlichen Grabstein, darauf stand auf der einen Seite der Name: „Heinrich Klausen,“ und auf der andern Seite standen die Worte: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. — Matthäus 5, 7.“

Auf dem Dammwege durch den Moor stand ein einfaches hölzernes Kreuz, darauf stand nur der Name „Heinrich Klausen“ und darunter zwei Datum mit zwei Jahreszahlen. Aber jährlich, wenn die Herbstsonne den Moor beschien, ward ein frischer Kranz von Aßern und Herbstblumen darüber gehängt. Der blieb das ganze Jahr dort hängen, bis der Wind eine Blume und ein Blatt nach dem andern davon ablöste und lustig über den Moor hintrug.

Und der Wirth zum Wege? — Der Moor ist stumm gelieben — noch hat er nicht verrathen, wo dessen Leichnam in ihm versunken liegt. —

## Der beste Kaffee.

Bei der Zubereitung des Kaffees werden gewöhnlich noch viele Fehler begangen; fällt das Produkt schlecht aus, so wird das gewöhnlich der Sorte zur Last gelegt. Es ist aber eine nicht genug zu beherzigende Thatsache, daß auch aus einer mittelmäßigen Kaffeesorte sich ein ganz gutes Getränk herstellen läßt, wenn nur richtig dabei verfahren wird. Diejenigen Stoffe, auf welche es bei der Extraktion des Kaffees hauptsächlich ankommt, sind in allen Kaffeesorten ohne Ausnahme vorhanden, nur in einigen mehr, in andern minder; dieß ist der ganze Unterschied.

Bei allen Aufgusgetränken ist es vorzugsweise die Bereitung, welche ihre Güte bedingt; aus dem feinsten Mokka wird ein ungenießbares Getränk, wenn man ihn falsch behandelt; ein gewöhnlicher Domingo oder Brasil kann einen vorzüglichen Kaffee liefern, sobald er richtig zubereitet wird. Im Nachfolgenden geben wir eine durchaus erprobte Anleitung dazu. —

Wenn man die Wahl hat, so wird ein gelber Java-Kaffee stets jedem andern vorzuziehen sein, zumal der echte Mokka nicht Jedermann zusagt. Hinsichtlich ihrer Güte rangiren sich die verschiedenen, im Handel befindlichen Kaffeesorten, in folgender Stufenreihe: 1. arabischer oder levantischer; 2. Bourbon; 3. Java, a) gelb, b) braun, c) blau, d) grün, 4. Ceylon; 5. Madras; 6. Martinique, Guadelupe, Jamaika, Surinam; 7. Brasil, darunter der beste der gewaschene Rio; 8. Domingo; letzteres Land liefert übrigens auch feinere Sorten. Unter „Triage“ versteht man schlechte, zerbrochene Bohnen, ordinäre Brennware. Niemand kaufe den Kaffee gebrannt oder gar gemahlen, wenn ihm daran liegt, guten Kaffee zu trinken.

Das Rösten des Kaffees ist die wichtigste Prozedur. Vor demselben soll er stets gewaschen werden, weniger, um den anklebenden Schmutz zu entfernen, als weil er sich dadurch viel gleichmäßiger röstet, indem alle Bohnen den gleichen Wassergehalt erlangen. Niemals soll zuviel auf ein Mal geröstet werden. Die Kaffeebohnen werden zehn Minuten lang in Wasser eingeweicht, dann in einem Sieb abtropfen gelassen, darauf zwischen zwei leinenen Tüchern genügend getrocknet.

Das Rösten geschieht am besten in einer geschlossenen Kaffeetrommel über Holzkohlenfeuer; sie wird nur halb angefüllt. Es muß dabei zum Gesetz gemacht werden, stets nur eine bestimmte Menge Bohnen mit einer bestimmten Menge an Brennmaterial zu verwenden, nie mehr oder weniger. Gegen Beendigung des Prozesses streut man etwas zerkleinerten Zucker, auf das Pfund einen Theelöffel voll, in die Trommel; dieser schmilzt und überzieht die Bohnen

mit einer glänzenden Schichte gebrannten Zuckers, was, außer dem schönen Ansehen, den Nutzen hat, die Verflüchtigung der aromatischen Bestandtheile der Bohnen zu verhüten.

Der gebrannte Kaffee muß in luftdicht verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden. Wem daran gelegen ist, stets nur Vorzügliches zu trinken, der muß den Bedarf eines jeden Tages, nie mehr, vor der Bereitung stets frisch rösten lassen. Die Farbe des gerösteten Kaffees darf niemals dunkler sein, als kastanienbraun, eher etwas heller; ganz schwarz gebrannte Bohnen liefern keinen Kaffee, sondern Kohlenwasser. Ganz entschieden ist daran festzuhalten, den gerösteten Kaffee stets unmittelbar vor dem Bedarf zu mahlen. Gemahlener Kaffee, welcher länger aufbewahrt wird, verliert alles Aroma und seinen ganzen Nutzen; er ist wenig besser wie geröstetes Sägemehl.

Zur Extraktion der Kaffeebestandtheile ist der Aufguss stets vortheilhafter, wie das Kochen; bei dem letzteren ist ein Verlust an Aroma ganz unvermeidlich. Sehr viel kommt auf das Wasser an: hartes Wasser, in welchem sich Hülsenfrüchte nicht weich kochen, liefert schlechte Aufgussgetränke; Regen- oder Flußwasser ist am besten; hat man nur Quellwasser zur Verfügung, so ist dringend anzurathen, demselben — aber nicht, wie manchmal geschieht, dem gemahlten Kaffee — eine Messerspitze voll gereinigter Soda (kohlen-saures Natron) zuzusetzen. Dieser Stoff ist weder unappetitlich, noch im mindesten schädlich. Das Wasser muß stark kochen und wallen, wenn der Aufguss erfolgt; ist dies nicht der Fall, so löst sich das Kaffeein und das Kaffeeöl der Bohnen nicht vollständig. Ob man sich zur Extraktion einer Maschine oder des Kaffee-Trichters mit einem Planelfilter bedient, ist einerlei, vorausgesetzt, daß beide richtig konstruirt sind. Die letztere Einrichtung verdient da den Vorzug, wo man sich überzeugt halten darf, daß die größte Reinlichkeit bei ihrer Benutzung obwaltet und der Aufguss nach und nach, immer mit vollkommen siedendem Wasser erfolgt.

Im Orient wird der Kaffee mit dem Saft getrunken, der Aufguss des kochenden Wassers auf das feine Kaffee-mehl erfolgt in der Tasse selbst. Bei dem Verfahren gehen am wenigsten Bestandtheile des Kaffees verloren, allein es erfordert Gewöhnung, um Geschmack an dem Produkt zu gewinnen.

Der Zusatz von Milch zum Kaffee verändert dessen eigenthümliche Natur je nach der Menge; aus dem anregenden, heilmittelartigen Getränk wird dadurch eine nährnde Suppe.

Diese Veränderung ist vielen Organisationen sehr zuträglich. Indessen darf nicht verschwiegen werden, daß für Andere durch den Milchzusatz der Kaffee leicht unverdaulich wird, wegen des gerinnenden Käsestoffes, der darin enthalten ist. Keiner Rahm (Schmand, Sahne) ist für solche Personen daher vorzuziehen.

Wer seinen Kaffee nach obenstehender Anleitung bereiten läßt, der wird immer, gleichviel von welcher Sorte und ob er viel oder wenig davon nimmt, ein reines, wohl-

schmeckendes Getränk haben, das seinen Zweck erfüllt: das Gefäß- und Nervensystem in größere Thätigkeit zu versetzen und auf der andern Seite die Umsetzung der Formbestandtheile, d. i. die Abnutzung des Körpers, zu verlangsamen. (Illust. Fam.-Buch.)

## Literatur.

Illustriertes Familienbuch des österreichischen Lloyd.  
Elfter Jahrgang. I. Band. 1. Heft.

Das schon oft in diesen Blättern besprochene „Illustrierte Familienbuch“ zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd in Triest, hat ein Dezennium des Bestehens hinter sich und ist in den 11. Jahrgang getreten. Ein literarisches Unternehmen, das zehn Jahre überdauert und sich fort und fort der Theilnahme von Seite des Publikums und des beifälligen Urtheils von Seite der Kritik erfreut, muß ein bedeutendes, zeitgemäßes und seine Aufgabe erfüllendes sein. Und in der That, das Familienbuch hat seine Aufgabe gelöst; es hat den gebildeten Familienkreisen eine Fülle belehrender und unterhaltender Geistesarbeiten zugeführt; es ist ein Spiegel des Wissens und der Sitten gewesen, in den auch die Jugend blicken durfte; es hat das „utile cum dulci,“ Lehrreiches mit Amüsantem, Nützlichem mit Schönerm verbunden, und zwar in einer Form, daß es auch bleibenden Werth hat.

In einem neuen Gewande und mit vermehrtem Inhalt tritt uns nun das erste Heft des 11. Jahrganges entgegen, und wir freuen uns ihm ein: Willkommen! zuzurufen zu können. Es bringt zum Eingang eine treffliche Ballade unseres geachteten Dichters Friedrich Holm: „Sunhildens Brautfahrt“, poetisch düster, wie der skandinavische Norden, dem sie entstammt. Hierauf folgt eine spannende Erzählung von Gustav Pfarrius: „Ein Schiffbruch“, der eine höhere ästhetische und ethische Bedeutung zugestanden werden muß, weil darin verherrlicht wird, was täglich seltener zu finden ist: die Treue, der Glaube an die Unverdorbenheit des Herzens. Eine literarhistorische Studie von Thaddäus Lau: Literatur und Kunst unter Protektion Ludwig XIV. bildet die dritte Nummer des interessanten Inhaltes, an welche sich eine Betrachtung „über die Bestimmung des Menschen“ reiht, in welcher sich Heinrich König wieder als tiefempfindender, tiefdenkender Schriftsteller bewährt. Nicht minder bedeutend ist die nun folgende kulturhistorische Studie: „Der Luxus.“ Unter der Ueberschrift Handel, Haushalt und Gewerbe finden wir eine neue Rubrik, welche für ländliche und häusliche Kreise von besonderem Interesse sein dürfte. Sie enthält diesmal Mittheilungen über den Lufdünger, der dürres Land üppig grünen macht, über die syrische Seidenpflanze Mistletoe, über das Eiweiß und seine Verwendung, über den Coconhandel und endlich mehrere Recepte für Feinschmecker, wie der beste Kaffee gebrant wird (siehe oben), wie man Pfirsiche in Wein einlegt, Königspuntsch, und sogar einen Liqueur gegen die Folgen einer allzu fröhlichen Gesellschaft (vulgo Ragenjammer) macht. Wie gewöhnlich schließt das Heft, dem drei treffliche Stahlstiche beigegeben sind, mit einem interessanten Literaturbericht von Levin Schücking, in welchem derselbe die hervorragendsten Erscheinungen auf dem Felde der Literatur eingehend bespricht und uns gleichsam der Mühe überhebt, die Werke selbst zu lesen. D. L. J.